

## **Ansprache zum 90-jährigen Bestehen der armenischen Gemeinde in Berlin**

Prof. Dr. Mihran Dabag

26. Oktober 2013

---

### Begrüßungen

es ist mir eine große Freude, hier, heute, zu diesem besonderen Tag, mit Ihnen sein zu dürfen. Aber vor allem ist es für mich doch auch eine ganz besondere Ehre.

Eine Ehre, der ich mir sehr bewußt bin – und der ich sowieso nicht gerecht werden kann. Dies, weil wir nie den Sachen gerecht werden, die uns in den Angelegenheiten der eigenen Gemeinschaft vorantreiben und bewegen. Vor uns selber nicht und nicht in den Augen der Gemeinschaft.

Das hat etwas mit Diaspora zu tun.

Diaspora ist, wenn ich dies hier so sagen darf, eine besondere Form der Unzufriedenheit, eine besondere Form der Kritik, und eine Form, ja, eigentlich nicht eines Nicht-Stehen-Bleiben-Könnens, sondern auch eines Nicht-Stehen-Bleiben-Wollens. Und der damit zusammenhängenden Überlegungen, wie, auf welche Weise und in welche Richtung wir weiter gehen könnten.

Eine lebendige Gemeinde zu sein, das hat zunächst viel weniger mit einem festen Raum zu tun, sondern damit, ob und wie wir bestimmte Fragen jeweils neu formulieren können, ob es uns gelingt, Wege zu finden. Und das heißt eben auch, inwiefern wir uns stets wieder neue Räume suchen können, inwiefern es uns gelingt, neue Räume als die unseren umzugestalten und lebbar zu machen.

Trotzdem wollen wir heute stehen bleiben.

Wenigstens kurz.

Und in eine Vergangenheit blicken. Wobei ich sie doch auch mitnehmen möchte in die Zukunft – Sie merken, Stehen-Bleiben ist tatsächlich noch nie meine Sache gewesen!

Aber ist es wirklich eine besondere Mobilität, die uns in ganz besonderer Weise auszeichnet?

Also diese Fähigkeit, in anderen Ländern zu leben, sich weltweit zu vernetzen, überallhin, Kontakte in alle möglichen Länder auf allen Kontinenten der Erde zu haben? – Manchmal denke ich, dass kaum jemand von der Durchsetzung der Mobil-Telephone so profitiert hat, wie wir. Heute fügt ja das Iphone die Länder-Vorwahlen schon so diskret und automatisch hinzu, dass man es manchmal kaum realisiert, wenn man gerade mal mit Singapur telefoniert.

Damit möchte ich aber meiner ersten Überlegung widersprechen und dagegenhalten, dass es doch eigentlich ein Ort ist, der das Leben als Armenierin und als Armenier ermöglicht.

Es ist ein ganz bestimmter Ort, der uns Ortlose dann doch wieder verortet.

Ein Ort, der allerdings an eine Fähigkeit gebunden ist: und zwar an die Fähigkeit, überall hin mitgenommen zu werden.

Dieser Ort ist die Gemeinde.

Man kann ihn mitnehmen und wieder aufbauen, ein wenig ähnlich wie den Joghurt, den die Armenier in den 1920er Jahren in Berlin zu Hause in Gläsern wachsen ließen, als noch kaum jemand in Westeuropa Joghurt kannte.

– Der Joghurt hieß zu dieser Zeit auch in Berlin noch "Mazun". Dabei gab es einen Mann, einen Student der Medizin, der nur "Dr. Mazun" genannt wurde, und der den Joghurt an unterschiedliche Nobelhotels und Restaurants der Stadt verkaufte.

So gibt es also zwei Beziehungen zu Orten, die in dem Leben der armenischen Gemeinschaft eine Rolle spielen:

Die erste Beziehung ist die Beziehung zu den Orten der heutigen Gegenwart, also zu den Gesellschaften, in denen die Armenier leben. Diesen Orten ist, wenn ich so sagen darf, eine gewisse Variabilität eigen. Denn auch wenn wir hier feste Wohnungen haben, können wir diese Orte doch auch verlassen. Ganz so, wie es der jüdische Philosoph Vilém Flusser ausgedrückt hat: "Wohnen können wir überall, aber beheimatet sind wir nicht."

Die zweite Beziehung zu einem Ort, die wir in der armenische Gemeinschaft leben, ist die Beziehung zu der Gemeinde. Auch der Gemeinde ist als Ort eine Variabilität eigen. Denn die Gemeinde wird mitgenommen, sie kann überall hin mitgenommen werden. Obwohl sicherlich – jeder von ihnen wird mehr als einmal in seinem Leben daran gedacht haben, der Gemeinde den Rücken zu kehren...

Es gibt aber noch einen dritten Ort, der im Leben der Armenierinnen und Armenier und im Alltag der armenischen Gemeinde eine wesentliche Rolle einnimmt: Dies sind die Orte unserer Eltern und Großeltern.

Orte, die wir selbst noch kennen, wenn Sie meiner Generation angehören. Jene Orte, die wir verlassen mussten.

Jene Orte, die uns erzählt wurden über Bilder von blühenden Kirschbäumen, wunderschönen Quellen, Schulen, Französischunterricht, Klavierunterricht, eben einem Nebeneinander eines harmonischen, ja schon manchmal idyllischen Lebens auf dem Land und eines Aufbruchs in eine emanzipierte Moderne.

Und auch diese Orte sind irgendwie – variabel. Denn unsere Eltern und Großeltern haben diese Orte mitgenommen in ihren Erinnerungen und haben sie uns so übergeben. Als Bilder. Als Erzählungen.

Dies aber nicht allein, um damit eine Herkunft zu bewahren.

Sie haben mit diesen Erzählungen auch einen Gegenbericht geschaffen, Bilder geschaffen, die gegen die Erinnerungen gestellt wurden an Verlust und Gewalt, an Vertreibung, Erniedrigung und Tod.

Dass diese Orte in der Erinnerung mitgenommen worden sind, heißt nicht, dass sie mitnehmbar gewesen wären.

Mitgenommen worden ist zudem nur ein kleiner Teil: Bilder, die erzählbar waren; Bilder, die Sehnsucht und Trost erhielten, die ein Leben als Familie beschworen haben und die Hoffnungen einer Gemeinschaft.

Doch die Erinnerungen daran, wie man das Haus verlassen musste, wie die Dörfer und Städte hinter einem zurück blieben und damit eine Kindheit und Jugend, die Erinnerungen an das, was man zurückließ, die Erinnerungen an den Verrat der Nachbarn, an Gewalt und Entmenschlichung, diese Erinnerungen wurden nicht in denselben Koffer gelegt, den man hier, in der Diaspora, auspackte, um ihn seinen Kindern weiterzugeben.

Meine lieben Freunde,  
sehr verehrte Damen und Herren,

wenn man einen Blick in wissenschaftliche Beschäftigungen wagt, dann gibt es dort einen inzwischen doch recht eindrucksvollen Werkzeugkasten von Kategorien, mit denen eine Gemeinschaft wie die unsere beschrieben wird.

Da werden heute Begriffe verwendet wie "nicht territoriale Gruppe", da ist die Rede von den "transnationalen gesellschaftlichen Akteuren", von "komplexer Konnektivität" oder "hybriden Kompetenzträgern".

Ich hoffe, Sie haben diese Abstraktheit – oder Kälte – der Begriffe so empfunden, wie sie auch gemeint ist.

Über solche Begriffe, mit denen eine Gemeinschaft wie die unsere heute beschrieben werden würde und eben auch beschrieben wird, möchte ich einzeln gar nicht so viel sprechen.

Hervorheben möchte ich nur, dass hinter solchen Systematisierungen die Beschreibung als Diaspora in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Tatsächlich gibt es nicht viele Begriffe, die die Eigenheit, die die eigene Struktur, die eigene Gestalt einer jeweiligen Gemeinschaft beschreiben.

Also eine Gestalt, die als solche erkennbar ist; eine Gestalt einer Gemeinschaft, die eine eigene Geschichte, eine eigene Sprache, die eine beschreibbare Kultur hat, und Generationen, die sich mit ihr identifizieren.

Der Begriff der Diaspora, der dies einmal erfüllt hat, hat heute eine so breite Bedeutung erlangt, dass er kaum noch verwendet wird – nicht einmal mehr für Gemeinschaften, die, wie die westarmenische, in Fragmentierung und Zerstreuung leben.

Warum, aus politischer Sicht, einer solchen Begriffsausweitung Platz gemacht wurde, ist nicht schwer zu verstehen: Denn auch Begriffe sind Orte. Und zwar Orte, die nicht zuletzt über Anerkennung entscheiden.

Also – wo stehen wir heute, wenn wir auch nach Jahrzehnten um Begriffe ringen, die der Existenz unserer Gemeinschaft eine eigenständige Anerkennung zusichert? Ausgestattet mit Orten, die mehr oder weniger alle variabel sind? Wenn auch auf andere und jeweils eigene Weise?

Vor kurzem habe ich in einem bekannten kulturgeographischen Werk eine Systematisierung gelesen hinsichtlich Orten erster und zweiter Ordnung. Orte erster Ordnung werden erbaut. Ein Ort zweiter Ordnung entsteht durch Umbauten und Umnutzungen. Durch Inanspruchnahme und Veränderung.

Abgesehen einmal von dieser seltsamer Stufung zwischen erster und zweiter Ordnung – können wir uns als Gemeinschaft einer zur Heimat gewordenen Zerstreuung nun als Profis nennen von Umbaumaßnahmen und Umnutzungen?

Die Geschichte der Gemeinden spricht eigentlich dafür.

So die Erstorganisation der Berliner Gemeinde unter dem Namen "Armenische Kolonie zu Berlin" und die Organisationsform als Verein. Die umgenutzten Räumlichkeiten, in denen man über die Jahre nacheinander Obdach fand: Ein Künstlerhaus in der Bellevuestrasse, unterschiedliche Treffpunkte, vom Sitzungssaal eines Ratskellers bis zu einem Café, Räume von Kirchengemeinden, die man untermietete. Schließlich, 1974, Räume der evangelischen Kirchengemeinde von Schmargendorf. 1987 dann der Einzug in Räumlichkeiten der evangelischen Luisengemeinde in Charlottenburg. Im Jahr 2000 die Eröffnung des Hay Dun an der Sophie-Charlotten-Strasse. In diesem Jahr eine weitere räumliche Neuorganisation.

Also: Diaspora als perfekte Umbauer und Umnutzer? So ganz gern würde ich das nicht stehen lassen.

Eine Verwirklichung eines Gemeinschaftslebens in einem Raum hat nichts mit Eignungen zu tun, und eigentlich auch nichts damit, ob man als Bewohner erster Ordnung oder als Migrant zweiter Ordnung wirksam wird, sondern es hängt von Ressourcen ab.

Dabei möchte ich jetzt gar nicht über die sowieso stets zu knappen Ressourcen armenischer Gemeinden sprechen. Die Probleme kennen sie ja alle sehr gut.

Worüber ich reden möchte, das ist das, was ich gerade als Stichwort erwähnt habe: Ressourcen.

Und zwar darüber, warum wir "wir" sagen.

Denn ganz sicherlich wird gerade an einem Tag wie dem heutigen deutlich, dass armenische Gemeinden ein kontinuierliches Problem mit der Raumfrage haben. Und doch können wir zu unserer komplizierten Raumbeziehung, zu der Fragmentarität und Variabilität der Räume, die wir beleben, "ja" sagen. Weil die Identifizierung mit Räumen anders ist.

Die Räume, die unsere sind, sind in der Erinnerung. Da bauen wir nicht um. Sie gilt es zu bewahren. Die Räume, die wir bewohnen, sichern das Gemeindeleben. Aber sie sind nicht wirklich Elemente der Geschichte der Gemeinde. Die Geschichte der Gemeinde lässt sich nicht anhand der Adressen erzählen, sondern anhand von Erinnerungen und Erinnerungsberichten.

In den 1920er Jahre gab es in der armenischen Gemeinschaft Kaufleute, Teppichhändler, einige Musiker, Künstler, einige Lehrer. Einige schräge Figuren, wie immer in unserer Gemeinschaft, und einige Personen, die es zu Geld brachten.

Aber es gab auch einige Überlebende der Deportationen, die auf unterschiedliche Wege nach Deutschland gekommen waren. Dies jedoch nicht über Hilfsorganisationen – Deutschland tat sich schwer mit einer Hilfe für die Überlebenden.

In die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit geriet die Gemeinschaft durch den Prozeß nach dem Mord an Talat Pascha am 15. März 1921.

Die wesentlichste Veränderung für die Gemeinde kam, wie sie wissen, mit dem Zuzug von Armeniern aus der Türkei in den 1960er Jahren.

Wenn ich hier mit Euch, mit Ihnen überlege, was sich dabei vor allem geändert hat, dann würde ich etwas herausnehmen, an das sie vielleicht nicht denken: Nämlich neue Formen und eine neue Arbeit daran, "wir" zu sagen. Und dies – mit allen Konflikten, mit allen Unterschieden. Mit verschiedenen Sprachen und Sozialisationen.

Identität ist ein äußerst schwieriger Begriff, der nicht nur in den Wissenschaften jeweils anders bestimmt wird. Dabei sind wir es im Alltag gewohnt, den Begriff der Identität als eine Art Klammer zu verstehen, ihn als Einheit zu denken von Sprache und Kultureigenschaften, Geschichte und Orten.

Wenn ich gerade über Formen und Möglichkeiten sprach, ein solches "Wir" zu sagen, dann ist das eine Form von Identifizierung, die sich nicht durch das Streben nach einer solchen Klammer kennzeichnen lässt. Also nach einer Einheitlichkeit von Kultur und Raum, Augenfarbe und Geschichte.

Das, was die Identifizierungen in der Diaspora stabil hält, ist nämlich nicht das "Wir" selbst, das "Wir" als Formel, sondern es ist das "Sprechen" des Wir.

In einer Gemeinschaft wie der unseren werden Identifizierungen durch Kulturelemente hergestellt – aber vor allem durch Erzählungen. Das Gefühl von Zugehörigkeit können wir nicht oder nur selten durch einen festen Raum beweisen, eben durch eine Adresse. Zugehörigkeit ist nicht ein definiertes, nicht ein klar abgrenzbares "Wir". Zugehörigkeit wird im Reden über die eigenen Orte lebendig. Im Reden von den verlorenen Orten. Im Reden vor allem: über Geschichte.

Im Wissen und Vergewissern darüber, dass wir eine Gemeinschaft sind, die trotz des Völkermords existiert. Und eine Gemeinschaft, die nie ohne ihn existieren wird.

Meine Damen und Herren,  
liebe Freunde,

Ich habe sehr lange überlegt, wie ich der heutigen Ehre begegnen werde. Dabei habe ich mich für einen Weg entschieden, der mir persönlich immer wichtig war. Nämlich zu zeigen, dass das, was wir leben, dass die Art, wie wir dieses "wir" sagen, dass dies nicht ein Weg "zweiter Ordnung" ist, sondern ein Weg einer anderen Ordnung, und eigentlich, und darauf möchte ich bestehen, ein Weg einer anderen "ersten" Ordnung.

Aufzeigen wollte ich kurz, dass das, was wir leben, auch in den nächsten Generationen weitergedacht werden kann, eben auch intellektuell weitergedacht werden kann, dass man auch "jung" weiterdenken kann, was wir als Erzählung, als Geschichte, als Alltagsschwierigkeiten erfahren.

Es ist dabei äußerst bemerkenswert, dass die Gemeinde in Berlin über Jahrzehnte durch so äußerst unterschiedliche Einzelpersonen und Gruppen charakterisiert worden ist. Das ist eine Stärke.

Die Fähigkeit aber, in der Diaspora wenigstens sieben zerstrittene Gruppen und die Spaltung einer Gemeinde zu leben, und zwar ohne einen stabilen Raum, dies zeigt gerade, wo die Elemente liegen, die der Gemeinde Stabilität und Bestand gegeben haben.

Es ist die Möglichkeit, "wir" zu sagen – in den Erzählungen, über die wir erinnern, in der Erinnerung daran, was ein "uns" war, in den Erinnerungen an einen verlorenen Ort und eine gestohlene Geschichte.

Vielen Dank